



Schwerter Sagen



Herausgeber: Schwerter Oberschicht

Impressum:

Gesammelt von Ulrike Berkenhoff, Schwerte

für das Schwerter Oberschicht: Diethild Dudeck, Oberschichtmeisterin
Dr. Klaus Halpap, Geschäftsführer

Satz: Sabine Totzauer, Schwerte

Titelbild: Friedrich Wilhelm Lange, Schwerte

2. Auflage

Schwerte 1999

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Einführung	7
Der Knüppelrue von Schwerte	9
Der Grenzsteinversetzer	14
Wuckenhof Schatz	14
Die Hexenrache	18
Der Spökenkieker	18
Der Spuk in der Mühle	19
Ein Tropfen Blut	23
Der Teufel als Oheim	26
Warum hat St. Viktor einen schiefen Turm?	27
Bauer Schulte aus Geisecke	29
Die Regenhexe vom Haarstrang	29
Der Kettenhund von Ergste	30
Der Werwolf von Ergste	33
Der Zauberer von Ergste	33
Hexentanz in der Gillstraße zu Ergste	35
Der Werwolf im Bürenbruch	36
Der Schatz im Heirot	37
Woher die Ruhr ihren Namen hat	39
Der Kopf in der Ruhr bei Villigst	40
Woher Ergste seinen Namen hat	43
Dietrich von Sobbe	44
Schloß Wandhofen	45
Die Feuerteichhexe	46
Der Jungfernsprung	47
Verzeichnis der Quellen	48



Nachbarschaften in Schwerte

In der Stadt Schwerte wird eine Tradition aus dem Mittelalter lebendig erhalten. Damals haben sich Nachbarschaften in genau abgegrenzten Stadtbezirken zur Pflege des Gemeinwohls gebildet. Diese Einteilung der Stadt in „Schichte“ hat den Nachbarschaften den Namen gegeben: so ist eine Nachbarschaft „das Schicht“. Jeweils zwei Schichtmeisterinnen bzw. Schichtmeister gestalten mit den Schichthelfern das Nachbarschaftsleben. Heute entwickeln sich Nachbarschaften mit einem mehr oder weniger intensiven Gemeinschaftsleben vor allem in neuen Wohngebieten. Schichtgründungen stehen teilweise noch aus.

Die Schichtmeister, Schriftführer und Kassierer aller Schichte bilden das Oberschicht zur Vertretung der gemeinsamen Interessen aller Schichte. Es wird zur Zeit von einer Oberschichtmeisterin und einem Stellvertreter geleitet. Im Jahr 1998 nehmen diese Aufgaben als Oberschichtmeisterin Frau Diethild Dudeck und als stellvertretender Oberschichtmeister Herr Dr. Christian Schmidt wahr.

Wenn Sie Interesse an einer Mitarbeit haben oder mehr über das Schichtwesen wissen wollen, wenden Sie sich an die Schichtmeister Ihrer Nachbarschaft oder – vor allem wenn ein neues Schicht gegründet werden soll – an die Geschäftsführer des Oberschichts:

Thomas Buhl, Friedrichstr. 9
Dr. Klaus Halfpap, Klusenweg 57 a

Vorwort

Eine Sage ist ein ursprünglich mündlich überlieferter Bericht über eine subjektiv wahrgenommene Begebenheit in „grauer Vorzeit“. Deren Urheber ist unbekannt und deren Zuverlässigkeit ist nicht nachgewiesen. Denn Gedächtnis und Phantasie bilden einerseits die Grenzen für den historischen Wahrheitsgehalt und andererseits die Öffnung für Variationen der Grundidee, die überliefert wird. Solche poetische Wahrheit wurde dann irgendwann einmal niedergeschrieben - oft in mehreren Fassungen im Laufe der Zeit. An ihr erfreuen sich die Leserinnen und Leser und schmunzeln über Elemente, die kaum glaubhaft sind. Die Sagen geben uns einen Einblick in Glaubensvorstellungen, in übernatürliche Erlebnisse, aber auch in - mögliche! - Lebensbedingungen unserer Vorfahren.

Ulrike Berkenhoff hat über viele Jahre hinweg Sagen von und über Schwerte gesammelt und dabei selbstverständlich die sagemumwobenen Gebiete Ergste, Villigst, Wandhofen und Westhofen einbezogen; eine Vollständigkeit wurde angestrebt. Sie werden in dieser Veröffentlichung zusammengestellt. Eine vergleichbare Sammlung ist nicht bekannt, die Einzelveröffentlichungen sind der Öffentlichkeit meist nicht mehr zugänglich. Die Fundstellen für die ausgewählten Fassungen sind jeweils angegeben.

Die teils mundartlichen Formulierungen zeigen die volkstümliche Verwurzelung der Erzählungen. Eine Erzählung wurde zum besseren Verständnis aus dem Plattdeutschen übersetzt.

Schwerte ist aber nicht nur in der Sagenwelt verwurzelt, sondern führt - sehr selten in Deutschland - eine reale Tradition aus dem Mittelalter lebendig fort: das institutionalisierte und organisierte Nachbarschaftswesen. Im 15. Jahrhun-

dert wurde die Stadt Schwerte in zehn Unterbezirke gegliedert. Eine solche Nachbarschaft von ca. 30 Häusern bildete ein Schicht. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden außerhalb der ehemaligen Stadtmauern neue Schichten gegründet, selbstverständlich mit viel viel mehr Nachbarn in einem Gebiet als im Mittelalter.

1950 wurde das sogenannte Oberschicht gegründet. Es hat die Aufgabe, die Belange aller Schichten zu vertreten und Nachbarschaftsaufgaben der Schichten zu koordinieren. Es hat sich zur Aufgabe gesetzt, die jahrhundertealte Tradition des Schichtwesens in Schwerte zu pflegen. Dabei will es auch ein wenig außerhalb der Realität liegende „Ereignisse“ in der Vergangenheit bewahren. Dazu soll diese Schrift beitragen.

Das Oberschicht der Schwerter Nachbarschaften dankt Ulrike Berkenhoff für ihre Arbeit sowie den finanziellen Förderern, ohne die diese Veröffentlichung nicht möglich gewesen wäre.

Schwerte, im Oktober 1998

Klaus Halfpap

Einführung

Die erste Sage in meiner Erinnerung ist die vom „Knüppelrue“, vom Vater erzählt, noch bevor ich zur Schule ging. Er fesselte mich auch mit Berichten von den Wölfen, die früher in den Wäldern lebten und im Winter bis zur Stadtmauer vordrangen. Daher der Name Wolfsgasse in unserer Altstadt und die Geschichten von den Werwölfen.

Der Knüppelhund (Knüppelrue) und die weiße Jungfrau sind urältestes Sagengut aus germanischen Wurzeln. Der Hund ist ein „Grenzgänger“ zwischen Totenreich und Realität. Im Volksglauben zeigt er sich auch bisweilen vor einem Sterbefall, in der Bedeutung etwa wie der Ruf eines Käuzchens. Er geht aber friedlich seiner Wege und tut den Menschen nichts. Im Gegenteil dazu der Werwolf. Da verwandeln sich Menschen in ein böses Tier, das Dämonische nimmt Gestalt an. Die weiße Jungfrau bei Nacht, der Schatz im Keller sowie das Schlüsselsymbol deuten auf den Frau-Holle-Mythos hin. Der heutige Wuckenhof war vielleicht eine alte Kultstätte. Der Grenzsteinversetzer soll in Schwerte „Auf der Gunst“ gelebt haben. Das Flurstück hieß früher „Auf der Abergunst“. Beim „Mühlenspuk“ erfahren wir, wie Frauen leiden mußten, die als angebliche Hexe verleumdet wurden. Im „Kopf in der Ruhr“ findet sich etwas über die Folgen der kriegerischen Handlungen im 13. Jahrhundert in der Grafschaft Mark.

In der Grundschule war mein Großonkel und Lehrer Fritz Lange, der auch das Titelbild gezeichnet hat, ein weiterer Förderer meiner heimatgeschichtlichen Interessen. Die nächste Sage, an die ich mich erinnere, ist „Der Teufel als Oheim“. Sie haben wir wohl im zweiten Schuljahr gelesen.

Der erste Ausflug ins Ruhrtalmuseum und eine begeistern-
de Führung durch Josef Spiegel. ließen eine lebendige Be-

ziehung bis zu seinem Tod entstehen. Die Katalogisierung aller Schwerter Heimatliteratur war unser gemeinsames Anliegen, nachdem ich beruflich gelernt hatte, nicht nur zum Vergnügen zu lesen, sondern Inhalte auch geordnet in schriftlicher Form festzuhalten. Leider konnten unsere Pläne nicht mehr verwirklicht werden!

Mir steht außerdem seit einigen Jahren vor Augen, einmal ein vollständiges Schwerter Sagenbuch in Händen zu halten. Hier kann ich nur dem Schwerter Oberschicht danken, meine Anregung übernommen zu haben.

Ich würde mich freuen, wenn dieses Buch ein „Hausbuch“ würde für viele Familien. Vielleicht gibt es auch Anreiz zu heimatkundlichen Spaziergängen und zur weiteren Beschäftigung mit der Geschichte unserer Heimatstadt, nicht nur der „sagenhaften“, sondern selbstverständlich auch mit der „realen“ Geschichte.

Schwerte, im Oktober 1998

Ulrike Berkenhoff

Der Knüppelrue von Schwerte

(in vier Fassungen)

In der Stadt Schwerte läuft der Knüppelhund von abends zehn Uhr bis zur Morgendämmerung durch alle Straßen. Einst waren in der Mähestrecke mehrere Leute in einem Hause des Nachts am Dreschen, da hörten sie draußen vor der Türe etwas rascheln, als wenn der Knüppelhund langsam vorbeikäme. Einer von den Dreschern, der sich darauf verließ, daß die untere Scheunentüre verschlossen war, rief durch das Schlüsselloch: „Knüppelhund, wo willst du hin?“ - Aber da wurde das Tier wütend und sträubte seine Haare empor und machte sich größer, und wuchs so schnell in die Höhe, daß es beinahe in demselben Augenblicke seine Vorderfüße oben auf die Scheunentür legte. Und als nun alle voll Angst davonliefen und auf eine Kammer oben im Hause flüchteten, da wurde das Tier noch größer und legte auch seine Füße in das Kammerfenster hinein und schaute mit glühenden Augen durch die Scheiben. Als es aber die Angst der Leute sah, tat es niemanden was, sondern ging nach einer Weile ruhig weiter.

Quelle: Zaubert, Westfälische Sagen



In Schwerte macht ein Knüppelhund
nachts durch die Straßen seine Rund'.
Einst wollten nun mal kecke Bauern
das ungeheure Tier belauern.
Sie stellten sich hinter die Scheunentür
und lugten durch einen Ritz herfür.
Als nun der Hund hier kam vorbei,
erhoben sie ihr Hohngeschrei:
„He, Knüppelrüe, du Biest, haha!“ –
Doch wehe, wehe, was geschah?
Der Hund ging auf die Scheune los
und wurde dabei riesengroß.
Die Haare standen ihm empor,
jetzt schaut er schon übers Scheunentor.
Er schaut mit den Feueraugen hinein,
wie mocht es den Bauern zu Mute sein?
Schnell liefen sie die Treppe hinan.
Doch noch größer wurde das Tier alsdann.
Und als sie auf die Kammer kamen,
da schaut schon das Biest durch den Fensterrahmen.
Es schaut mit Feueraugen hinein,
wie mocht es den Bauern zu Mute sein?
Zum Hohn hat keiner 'ne Miene gemacht,
das Tier hätte sie dann umgebracht.
Als der Knüppelhund sah das Bangen und Beben,
da war die Rache gestillt, er ließ sie am Leben.
Drauf wurde er allmählich klein,
bis er verschwand im Mondenschein.
Seitdem nimmt in Schwerte sich jeder in acht,
wenn der Knüppelhund nachts seine Runde macht.

Quelle: Manuskript Nachlaß Lange

Es hatte - noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts war's - ein Ackerknecht St., ein handfester Mann, den wohl nie ein Grauen überfallen, und der bei einer besonderen Gelegenheit vorher erklärt hatte, daß ihm auch vor dem Knüppelhund nicht bange, in einer hiesigen Scheune, in der es nicht richtig sein sollte, zu einer nächtlichen Ruhe sich niedergelegt. Nun, Knüppelrue, nun komm, sagte er noch, als er seine richtige Lage gefunden.

Er ist aber eben im tiefsten Schlummer, als ihn ein Traumbild aufschreckt. Es ist ihm, als ob er ein Rasseln vernehme. Wie er aufblickt, vermißt er seine Decke, und man denke sich in seinen Schrecken, als er ein großes, zottiges Tier erblickt, das im Augenblick aus einer dunklen Ecke der verschlossenen Kammer hervorkommt und langsam und rasselnd sich seinem Lager nähert. In der ersten Angst hat er nach seiner Decke gegriffen, aber er fühlt, daß das zottige Tier dieselbe beschritten.

Da fährt er auf, springt von seinem Lager und läuft, ohne sich nach seinen Kleidern umzusehen, von dannen und eilt, vom Schrecken gejagt, durch die Straßen der Stadt zur Wache, wo er - der Auftritt, den sein Erscheinen veranlassen muß, läßt sich denken - erst nach einer ziemlichen Weile zu Wort kommen kann, um über den Vorgang zu berichten. Aber die Wache bleibt auf der Wache. Wer hätte auch den Mut haben können, dem nicht geheuren Tier sich gegenüber zu sehen?

Diesmal konnte um so weniger daran gedacht werden, als die Wache, wie es in Schwerte nicht selten vorkam, fast nur aus Kindern bestand, durch die sich die Väter vertreten ließen. So blieb denn nichts übrig, als von der Wache den Weg zu den Seinen zu nehmen, wo es ihm an Kleidung nicht fehlen durfte. Seit der Zeit schliefen, weil keiner den Mut hatte, allein dort in der Scheune zu schlafen, immer zwei dort in jeder Nacht.

Einige Zeit später sind in derselben Scheune einige Männer zur Nachtzeit mit Dreschen beschäftigt. Es war schon manches Bund ausgeschlagen, das leere Stroh ist wieder zusammengebunden, die Tenne aufgeräumt. Den Überrest will einer der Drescher den vier Kühen, die im anstoßenden Stalle standen, als Futter vorwerfen. Da sieht er, der eben des Knüppelhundes Erwähnung getan und zwar in einer Weise, die für das Tier als eine Herausforderung galt, zwischen den vier Tieren ein großes zottiges Tier dazu, das ihn mit feurig glotzenden Augen anblickt. Statt des warmen Schweißes, der von heißer Stirne geflossen, rinnt plötzlich von eisiger Stirne ein kalter Schweiß. „Der Knüppelrue!“ ruft er ängstlich aus.

Da entfällt ihnen allen der Mut. Es durchläuft sie alle eiskalt. Sie versuchen wohl, noch zu dreschen. Aber es kann nicht zu einem taktmäßigen Schlag kommen. Der eine sieht den andern an, und kaum ist dem einen der Dreschflegel entfallen, so sind alle zu gleicher Zeit auf schneller Flucht. Am Morgen, als sie zurückkehrten, sahen sie nur vier Kühe.

Quelle: Manuskript Nachlaß Lange

Einstmals kommt ein Bürger, der sich draußen in einem Wirtshaus verspätet hatte, wo er etwas mondäugig geworden, spät abends, kurz vor Mitternacht, zur Stadt zurück. Da sieht er, als er sich schon der Stadt nähert auf einem Felde nicht weit vom Wege, noch Feuer glimmen. Darüber schweben einige bläuliche Flämmchen. Er tritt hinzu, um mit einer glühenden Kohle seine Pfeife anzuzünden.

Wie er nahe ist, sieht er einen Hund dabei liegen, dessen Vorderfüße im Feuer scharren. Da gedenkt er der Sage vom Knüppelhund. „Knüppelrüe!“ ruft er erschreckend aus, stößt aber dennoch zwei Kohlen bei Seite. Im Augenblick erhebt sich der Knüppelhund, bellt erst den Mond an und sträubt dann wider ihm knurrend die Haare und - wächst und wächst zu einem gewaltigen Tiere. Wie hätte seines Bleibens sein können? Wie toll und von Sinnen läuft er zur Stadt.

Als er am folgenden Morgen seine Pfeife hervorzieht, hat er ein Stück Geld auf seiner Pfeife liegen. Vielleicht hat er in jener grauenvollen Mitternachtsstunde statt einer Kohle im ersten Schrecken ein Stück Geld, das er noch vom Wirtshaus her in seiner Hand gehabt, auf die Pfeife gelegt. Er selbst jedoch muß anderer Meinung gewesen sein, denn er weiß nichts Dringenderes zu tun, als nach der Stelle zu eilen, wo das Feuer geglommen. Er kommt an, sieht jedoch nichts. Er findet aber statt der zweiten Kohle, nach der er sucht, ein Stück Geld, das vorher seiner Hand noch entfallen sein muß.

Quelle: Manuskript Nachlaß Lange



Der Grenzsteinversetzer

In der Schwerter Feldmark setzte vor langen Jahren ein Mann einen falschen Grenzstein und führte einen lang-jährigen Prozeß darüber, den er auch gewann, weil er falsche Zeugen beigebracht hatte. Zur Strafe mußte er nun nach seinem Tode jede Nacht den Grenzstein auf seinen Schultern tragen und damit in der ganzen Feldmark umhergehen.

Viele Leute haben ihn schon so gesehen. Der Stein glühte und alle Augenblicke fiel er damit nieder. Aber von sich werfen konnte er ihn nicht, und weil das Feuer des Steines ihn brannte, sprang er wieder auf und eilte weiter, wobei er ächzte und ausrief: „Wo soll ich mit dem Grenzstein hin?“

Quelle: Manuskript Nachlaß Lange



Wuckenhof Schatz

Auf der Wieme, dem Wieden oder Weidenhofe in Schwerte liegt seit einer undenklichen Reihe von Jahren ein Schloß mit vielen und reichen Schätzen vergraben. Eine reiche Jungfrau bewohnt dasselbe. Die Zeit, in welcher sie lebte, ist nicht mehr genau bekannt. Sie war eine sehr geizige Jungfrau, die sich mancherlei Bedrückungen zu Schulden kommen ließ, sogar Witwen und Waisen betrog und dadurch viel Geld zusammenschartte, das sie zu Schmuckgeräten verwendete, mit denen einzelne Gemächer ihres Schlosses gefüllt waren.

Den Schlüssel, welcher die Türen dieser Prunkgemächer öffnete, bewahrte sie in dem Kellergewölbe mit anderen Kleinodien auf, die von den Vorfahren auf sie vererbt waren.

Sie starb in der Blüte ihrer Jahre. Von ihrem Tode hat niemand etwas erfahren, und das Schloß war mit allen seinen unermeßlichen Schätzen plötzlich verschwunden. Die Erde soll sich aufgetan und das Schloß verschlungen haben.

Die Jungfrau hat nach ihrem Tode keine Ruhe gefunden. Sie weilt noch immer in der Nähe des Ortes, wo das Schloß gestanden, und scheint dazu verurteilt zu sein, dasselbe zu bewachen. Innere Qualen lassen sie keine Ruhe finden, Tag und Nacht. Sie harrt bis zur Zeit noch auf die Stunde der Erlösung, die sie finden würde, wenn das Schloß oder wenigstens der Schlüssel und der unrecht erworbene Schatz in den Besitz eines armen Mannes fielen.

Im Dreißigjährigen Kriege, als viele Soldaten in der Stadt einquartiert waren, kehrten zwei Soldaten abends, als eben die Mitternachtsstunde angesetzt hatte, aus dem Wirtshause, welches an der Stelle gelegen haben soll, wo jetzt die Menkenbecksche Mühle liegt, nach ihrem Quartier zurück und wählten dazu in der Dunkelheit den engen, wenig betretenen Fußpfad, der über die Wieme führte. Eben auf der Höhe derselben angelangt, sahen sie in dem Augenblick, als der Hammer an der Turmglocke die Mitternachtsstunde schlug, plötzlich vor sich eine weiße Jungfrau stehen. Ein Schrecken überfiel sie. Sie wollten beide davonlaufen. Aber die Jungfrau tritt einem derselben in den Weg. Es ist dem Soldaten, als hörte er seinen Namen rufen. Das läßt ihn ein Herz fassen. Obgleich noch zitternd vor Angst und Schrecken fragt er: „Was tust du hier, unheimlicher Gast?“ „Ich bewache hierorts einen reichen Schatz. Wenn Du das Rechte wählst, bin ich erlöst und der Schatz ist Dein. Kehr morgen wieder und sei um die Mitternachtsstunde hier, Du, aber Du al-

lein.“ Nach diesen Worten ist die Jungfrau verschwunden. Der Soldat, ein Sohn armer Eltern, hätte sich sehr gern in dem Besitz eines Schatzes gesehen. Aber was er gesehen, das will er nicht wieder sehen. Er fürchtete sich und kam nicht wieder.

Es ist bald ein Jahr nachdem verflossen, da kommt, auch gerade zur Mitternachtszeit, ein armer Schwerter Bürger, der nach seiner Berufsarbeit den Lohn des Tages draußen in einem Wirtshause zugebracht hatte, desselben Weges gezogen. Die Jungfrau, die ihm erschien, redete ihn mit denselben Worten an. Es ist aber ein Mann von altem Schrot und Korn. „Ich will morgen kommen“, sagt er. Er hält sein Wort. Wie er ankommt, hört der die Mitternachtsstunde am Turme schlagen. In demselben Augenblick ist die weiße Jungfrau vor ihm. „Hier“, sagt sie ihm, „hier ist die Hacke. Da ist die Stelle, wo der Schatz liegt.“ „Ich soll hacken?“ spricht er, „hacke Du selber“. Die Jungfrau ergreift die Hacke und reißt eine mächtige, breite und tiefe Scholle von dem Boden los.

Und was geschieht? Die frische Erde beginnt sich zu spalten. Der Boden ringsumher zittert, und ein glänzendes Schloß steigt aus der Tiefe empor. Der unerschrockene Mann tritt sofort durch die Kellertür, die sich krachend von selbst geöffnet hat, in das wundervoll erleuchtete Kellergewölbe ein. Und wer schildert sein Erstaunen bei dem Anblick des Goldes und Silbers, das den weiten Kellerraum füllt. Die weiten Taschen seines Rockes sind schon bald gefüllt. Da ruft ihm die Jungfrau zu, doch ja nicht das Beste zu vergessen. Er sieht sich weiter um, packt auch noch vor seinem Hinaus-treten ein goldenes Gefäß ein, in dem ein eiserner Schlüssel liegt. Was er genommen war Gold, Silber wollte er nicht. Was soll er mit dem eisernen Schlüssel?

Endlich tritt er schwer mit den reichen Schätzen beladen hinaus, um heimzukehren und dann wiederzukommen. Aber,

da schlägt, als er eben hinausgetreten die Kellertüre krachend zu.

Er fühlt den Boden wieder zittern und er steht in einer stockdunklen Finsternis, da zittert der sonst so feste, unerschrockene Mann selber auch, seine Sinne beginnen, ihm zu vergehen. Er ist fast außer sich vor Schrecken. Wie er nach einer Weile wieder zu Bewußtsein kommt, fühlt er von allen Kostbarkeiten, die er eingepackt hatte, nichts mehr. Seine Taschen sind leer und es ist ihm, als höre er die Jungfrau seufzen: „Hättest Du den Schlüssel mitgenommen, so wäre ich erlöst und Du der reichste Mann auf Erden.“ Die Jungfrau war verschwunden, und die Lust, einen neuen Versuch zu machen, war ihm vergangen.

Seit der Zeit ist wohl schwerlich wieder ein armer Mann zu der rechten Zeit des Weges gegangen, denn die Jungfrau erscheint noch immer um die Mitternachtsstunde und seufzt und weint und harret und wartet auf einen Armen, der sie erlöst.

Quelle: Manuskript Nachlaß Lange



Die Hexenrache

Vor vielen Jahren machte ein Nachtwächter in Schwerte zwei Schwestern zugleich den Hof, ohne jedoch mit dem Heiraten ernst zu machen. Jede von ihnen forderte ihn zwar mehrmals dazu auf, aber es half nichts sie taten sich deshalb zuletzt zusammen und schworen ihn Rache. Die beiden Schwestern aber waren Hexen. Als der Nachtwächter nun eines Nachts in seinem Bette lag, klopfte es auf einmal an sein Fenster, und als er dies geschwind öffnete, faßten ihn zwei, hoben ihn auf und führten ihn hoch durch die Luft. Erst wollten sie ihn in die Ruhr werfen, nachher besannen sie sich aber und setzten in ganz nackend oben auf einen hohen Baum, wo ihn die Leute am anderen Morgen halbtot fanden.

Quelle: Kleibauer, Sagen des Kreises Iserlohn



Der Spökenkieker

Ein Spökenkicker von Hörde ging einst mit einigen Bekannten durch den Schwerter Wald auf Schwerte zu. Plötzlich trat er mit ernstem Gesicht zur Seite und nahm seine Kappe ab. Auf die Frage, was er da mache, sagte er, es sei ihm sein eigener Leichenzug begegnet; er habe ihn deutlich gesehen und auch viele der mitgehenden Leidtragenden im Trauergefolge erkannt. - Bald darauf ist er bei Schwerte in der Ruhr beim Baden ertrunken. Seine Leiche wurde durch den Schwerter Wald nach Hörde gebracht, und die von ihm genannten Freunde sind im Leichenzuge mitgegangen.

Quelle: Kleibauer, Sagen des Kreises Iserlohn

Der Spuk in der Mühle

Kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege klopfte ein Müllerbursche, der auch einige Jahre als Soldat mitgekämpft hatte und nun keine Lust mehr am faulen Herumlungern hatte, in der alten Schwerter Mühle um Arbeit an. Der Müller wollte ihn erst mit allerlei Ausflüchten abweisen; weil er aber ein stämmiger und strammer Kerl mit offenem Gesicht und guten Augen war, dem man es ansehen konnte, daß er ein ehrliches Herz hatte und sich vor einem Stück Arbeit nicht bange machte, nahm ihn endlich der Müller in seinen Dienst.

Der Müllerknecht mußte nun abends in der Mühle ans Werk gehen und sollte, denn es war Erntezeit gewesen, die ganze Nacht mahlen und zugleich auch Brot backen. Ehe der alte Müller zu Bett ging, ermahnte er seinen neuen Gehilfen, er solle seine Augen offenhalten; in der Mühle sei es nicht richtig.

Der junge Mensch aber meinte, er sei nicht grüggelig (ängstlich), das habe er im Kriege verlernt. Er krepelte sich seine Hemdsärmel hoch, pfiß sich ein lustiges Liedchen, brachte die Mühlsteine in Gang und fing an, Holz in das offene Feuer zu werfen, um sich einen großen Kessel voll heißes Wasser zu machen.

Eben war das Wasser tüchtig am Aufbrausen und Kochen, als die große Glocke zwölf schlug.

Mit dem letzten Schlage kam durch das Hühnerloch ein kleines Kätzchen in die Mühle geschlichen, strich ein wenig umher und setzte sich dann ans Feuer. Einen Augenschlag später kam noch eins, das war ein bißchen größer und setzte sich auch an den Herd. Und dann kamen Katzen hereingesprungen, eine größer als die andere, ein ganzer Haufen,

bis zuletzt eine kam, die ging bald nicht durch das Loch, weil sie so groß war wie ein Kettenhund. Die Augen waren wohl noch größer als eine Milchschaale. Alle liefen an den Herd und blickten stur in das offene Feuer.

Der Müllerknecht, der gerade einen Wasserschöpfer in der Hand hatte, besah sich neugierig die große Katzenversammlung. Er wußte nicht, was er davon halten sollte, ließ aber keins der Tiere aus den Augen. Er konnte sich nicht denken, daß für so viele und so große Katzen so viele Mäuse in der Mühle sein sollten.

Auf einmal drehte sich das kleinste Kätzchen um, glemmte (starrte) den jungen Kerl mit glühenden Augen an und sagte mit einem ganz feinen Stimmchen: „Soll ich dich mal fressen?“ Eben war dem Müller der Gedanke durch den Kopf gegangen: Das muß ja ein wunderliches Kätzchen sein, das sprechen kann! Als auch schon das zweite mit einem etwas gröberen Stimmchen anfing: „Soll ich Dich mal fressen?“ Und dann drehte sich eine Katze nach der andern um, daß man das glühende Leuchten ihrer Augen sehen konnte, und alle riefen immer gröber und lauter: „Soll ich Dich mal fressen?!“ Und dann schrien und schröpften (kreischten) sie wild durcheinander, daß es sich anhörte, als wenn viele Teufel ihr Unwesen trieben.

Da wurde es unserm Müller aber denn doch zu bunt. Er sprang mitten dazwischen, schnappte sich seinen Wasserschöpfer voll kochend Wasser und rief lauthals: „Ich will Euch Donnerwetter bei fressen!“ Und dann schlug er ihnen das heiße Wasser mitten ins Gesicht, einen Schöpfer nach dem andern. Die Katzen überschlugen sich, wälzten sich durcheinander und schrien wie die Schweine, wenn sie am Messer sitzen. „Hinaus, ihr Äster!“ rief der Knecht und splenterte (spritzte) weiter mit seinem heißen Wasser. Hals über Kopf sprangen nun die Untiere durch das Loch nach draußen; sie konnten gar nicht so schnell hinauskommen. Der Müller warf

ihnen noch das scharfe Beil nach, das bei dem Holz lag, traf eine Katze und schnitt ihr ein Vorderbein ab, das bei dem Loche liegenblieb. Das Tier schrie wie der Teufel, wenn ihm der Schwanz abgekniffen wird, und sprang auf drei Beinen durch das Loch.

„So“, sagte der Müller, atmete auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn, „nun soll ich diese Nacht doch wohl Ruhe haben!“, machte sich seine Pfeife Tabak in Brand und gab sich wieder an seine Arbeit.

Am andern Morgen wollte sich der alte Müller wohl towundern, daß sein Knecht noch heil und gesund war. Der Knecht erzählte, was in der Nacht vorgefallen war, und setzte sich hinter den Tisch. Nun erst sagte ihm der Meister die reine Wahrheit, daß es jede Nacht in der Mühle spuke und daß noch kein Müllerbursche den andern Morgen erlebt habe. Nach dieser herzhaften Abfuhr sollten aber wohl die Hexen das Wiederkommen vergessen. So aßen sie nun ihre Morgensuppe.

Als sich aber die Müllerfrau immer noch nicht sehen ließ, fragt der Knecht, wo dann die Frau sei. Da stotterte der Meister, sie habe diese Nacht einen Unfall gehabt und läge im Bett. Der Bursche bedauerte die Müllerin und meinte, ob er sie wohl ansprechen dürfe; er verstehe sich auch auf allerlei Krankheiten. Der alte Müller ließ es zu, und der Knecht ging in die Kammer.

Was sah er dort? Das ganze Bett war mit Blutflecken besudelt, und die Müllerin hatte einen Armstumpf mit einem blutigen Tuch verbunden. Da wußte der junge Müller genug! Er riß der Hexe den Lappen vom Arm und sah den abgeschnittenen Stumpf. Dann übergab er das Weib dem hohen Hexengericht, das die Hexe so lange folterte, bis sie alle ihre bösen Gefährtinnen angab, die alle zum Tode durch Verbrennen verurteilt wurden.

Seit der Zeit hat man in der ganzen Gegend an der Ruhr von Hexen nichts mehr gehört und gesehen.

Quelle: Palme, Sagen vom Hellweg



Ein Tropfen Blut

In den undurchdringlichen Wäldern des Haarstranges hauste in den Jahren nach dem Dreißigjährigen Krieg der rote Jasper, ein unheimlicher Mensch, der die Gabe des „Festmachens“^{*} besaß und damit den Bauern im Ruhrtal großen Schaden zufügte.

Das geschah immer wieder auf dieselbe Weise: Hinter einem Busch verborgen, lauerte er vorüberfahrenden Fuhrwerken auf, während seine Kumpane, im Unterholz versteckt, auf seine Befehle warteten. Kam das Fuhrwerk nun nahe genug an ihn heran, machte er die Pferde fest, und sie mußten plötzlich stehenbleiben. Sie ließen sich in diesem Zustande weder durch Peitschenschläge noch Zurufe zum Weitergehen bewegen. Hielten die Tiere erst an, war es für den Festmacher und seine Spießgesellen ein leichtes, die Fuhrleute zu überwältigen und mit den wertvollsten Stücken der Ladung zu verschwinden. Da die Banditen bei jedem Überfall die Gesichter mit Ruß färbten, konnte sie keiner der überfallenen Fuhrleute hinterher beschreiben, und den roten Jasper hatte sowieso noch niemand zu Gesicht bekommen, weil er nur aus einem Versteck heraus das „Festmachen“ besorgte und seinen Kumpanen das Beutemachen überließ.

Die unheimlichen Umstände, unter denen sich diese Überfälle immer wieder vollzogen, vor allem aber das unbegreifliche Stillstehen der Pferde, führten dazu, daß die Leute nur noch von der „Teufelsbande“ sprachen. Und damit hatten sie nicht einmal unrecht, denn der rote Jasper hatte wirklich vor Jahren schon einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, der ihn nach dem Versprechen, seine Seele später ein-

^{*}Festmachen: Den Tieren seinen Willen aufzwingen. In diesem Falle: Die Tiere zum Stehenbleiben zwingen.

mal der Hölle zu vermachen, die Kunst des „Festmachens“ lehrte und ihm damit den Weg zu seinem zweifelhaften Reichtum eröffnete.

„Aber hüte Dich,“ hatte der Teufel damals gesagt, „daß bei Deinen Überfällen auf Fuhrwerke nicht ein einziger Tropfen Menschenblut auf die Deichsel des Fuhrwerks fällt, denn im gleichen Augenblick müßtest Du sterben, und Deine Seele würde mir früher gehören als Dir lieb ist.“ An diese Warnung dachte der rote Jasper immer wieder und hatte seinen Leuten, ohne ihnen natürlich den wirklichen Grund zu sagen, aufs strengste untersagt, bei einem Überfall Blut zu vergießen. Die rauhen Gesellen murrten natürlich über dieses Verbot, aber sie wagten nicht, gegen ihren Anführer aufzumucken.

Dann kam jener Tag im Jahre 1673, als der Schulte zu Dellwig, der für die Äbtissin zu Fröndenberg den Zehnten einzuziehen hatte, von ihr aufs flehentlichste gebeten wurde, sowohl das gezehntete Getreide als auch den blutigen Zehnten, der in der Abgabe von Kleinvieh bestand, doch früher als sonst zur Abtei zu transportieren. Die Bewohner waren von den Franzosen völlig ausgeplündert worden und standen vor dem Hungertode.

Der Schulte fürchtete jedoch, daß die Teufelsbande solch wertvolle Fracht nicht unbehelligt passieren lassen würde. Aber sein Baumeister, ein frommer Mann, mit dem er die Sache besprach, meinte zuversichtlich: „Laßt mich ruhig fahren, Schulte. Die Abtei steht doch unter dem Schutz der heiligen Gottesmutter, und die wird es gewiß nicht zulassen, daß ihre besten Dienerinnen verhungern.“ Da stimmte der Schulte zu und sprach: „Dann laßt aufladen! In Scheune und Keller liegt schon alles bereit, und nehmt auch noch ein paar Schinken, Mettwürste und Schmalz als persönliches Geschenk von mir an die Äbtissin mit.“

Als der Baumeister das Zimmer verließ, sah ihm der Schulte nach und bemerkte jetzt erst, daß der Alte hinkte. „Was ist denn mit Deinem rechten Fuß?“ fragte er ihn. „Ich habe mich beim Holzhacken etwas ungeschickt angestellt“, winkte der andere lachend ab, „nur einen Fingerbreit ist mir das Beil in den Fuß gefahren. Meine Tochter hat schon Heilkräuter auf die Wunde gelegt und saubere Tücher darum gewickelt. Jetzt wickle ich den Fuß noch mit einem Sack ein, und dann fahre ich los.“

Und so geschah es.

Doch kaum war der Zehntwagen im Großen Ohl angekommen, als die Pferde plötzlich wie angenagelt stehen blieben. Die Teufelsbande war da. Eine heisere Stimme rief: „Absteigen“, und schon drängten sich Männer mit schwarzgefärbten Gesichtern um das Fahrzeug. Schwerfällig kletterte der Alte von seinem Sitz und schritt mühsam über die Deichsel, zwischen den Pferden hindurch, nach vorn, um von da zur Erde zu gelangen, weil ihm ein Sprung vom Bock auf die Erde für sein verletztes Bein zu gefährlich erschien.

Als er mitten auf der Deichsel angelangt war, erblickte einer der Räuber den Sack am Fuß des Alten, und weil er argwöhnte, dort könne der Fuhrmann Geld versteckt haben, riß er ihm mit einem Ruck den Sack ab. Sogleich fing die Wunde an zu bluten, und als der erste Blutstropfen auf die Deichsel fiel, hörten alle aus den Büschen einen entsetzlichen Schrei, dann ein teuflisches Gelächter, und als die Räuber nachsahen, lag da ihr Hauptmann, der rote Jasper, mit umgedrehtem Hals und von oben bis unten verkohlt, in seinem Versteck.

Tot! Vom Teufel geholt!

Da flohen die anderen der Teufelsbande, von Entsetzen gepackt, davon. Sie haben sich in alle Winde zerstreut. Und nie wieder hat jemand von der Teufelsbande gehört. Der alte

Baumeister aber, der das alles mitangesehen, aber nicht verstanden hatte, lieferte seine Fuhre voll und ganz bei der Äbtissin ab, wodurch er bei ihr und später auch bei seinen Schulten großes Lob erntete.

Quelle: GRAFICA, CD-ROM-Schwert



Der Teufel als Oheim

Ein Bote, der zwischen Schwerte und Hamm ging gab einst, vor ungefähr vierhundert Jahren, all sein Geld einem Wirte in Verwahr. Der aber nahm es weg legte dem Boten an Zinnzeug soviel in den Sack, als das Geld gewogen hatte, und klagte ihn noch dazu des Diebstahls an seinem Zinne an. Der Bote wurde darauf zum Tode verurteilt. Als er nun am Tage vor der Hinrichtung in seinem Gefängnisse saß, klopfte der Böse an und versprach, ihn zu befreien, wenn er sich ihm verschreiben wolle. Aber der Bote wollte lieber unschuldig sterben, als das tun. Da sprach der Teufel „Ich sehe, daß Du ein ehrlicher Geselle bist, und will Dich befreien, auch ohne daß Du Dich mir zu eigen geben sollst; bekomme ich doch den anderen!“ Er sagte ihm, wie er ihm helfen wollte, und belehrte ihn, was er selber dabei zu tun hätte.

Am andern Tage wurde der Bote zum Galgen geführt. Er stand schon mitten auf der Leiter, da drehte er sich um und sah von weitem einen Reiter in einem scharlachroten Mantel ankommen. „Mein Onkel kommt da!“ sagte der Bote, wie ihm vorgeschrieben war, „laßt mich ein paar Worte mit ihm sprechen!“ Dies wurde ihm erlaubt, und er sprach leise mit dem roten Reiter, der nicht sein Onkel, sondern der Teufel war. Auf einmal rief dieser laut: „Mein Neffe ist unschuldig, und

der Wirt hat meinen Neffen bestohlen!“ Der Wirt aber schrie: „Das sind Lügen, der Bote hat mich bestohlen!“ Da trat der Satan vor ihn und fragte: „Soll Dich der Teufel holen, wenn Du lügst?“ Und als der Wirt keck „ja!“ antwortete, nahm ihn der Rotmantel flugs beim Kragen und führte ihn mit sich davon durch die Lüfte. Da erkannten alle, daß der Bote unschuldig war, und er wurde freigesprochen; auch erhielt er sein Geld wieder, welches man noch im Hause des Wirtes fand.

Quelle: Zaunert, Westfälische Sagen



Warum hat St. Viktor einen schiefen Turm?

(in zwei Fassungen)

Vor Jahren gab es in Schwerte „in der Liethe“ (Liethstraße) eine Herberge für wandernde Gesellen. „Penne“ wurde dieses Haus genannt. Hier konnten Handwerksburschen auf der Wanderschaft übernachten, es blieben aber auch schon mal Landstreicher dort. Wenn sie ihren Aufenthalt nicht bezahlen konnten, mußten sie dafür arbeiten, z. B. Brennholz zersägen, mit dem Beil auseinanderschlagen und zum Verkauf bündeln.

Hatten diese Brüder mal einen Groschen zuviel, kauften sie sich eine Flasche Korn und tranken in der hellen Nachmittagssonne, wobei sie besonders gerne auf dem Geländer der Strangbrücke saßen, wie die Hühner auf der Stange.

Eines Tages geschah es. Ein Schwerter – auch nicht der beste Bruder – gesellte sich dazu und war scharf auf einen Schluck. Als er nichts abbekam, wollt er sich rächen. „Wißt Ihr

eigentlich, warum Ihr einen Bauchnabel habt?“ fragte er listig „Nee“, wurde arglos geantwortet. „Den Bauchnabel hat der liebe Gott mit seinem Zeigefinger gemacht. Als er die Menschen erschaffen hatte, schaute er sich die fertigen Werke noch einmal an. Bevor er ihnen Leben einhauchte, ging er die Reihe entlang, stieß jeden mit dem Zeigefinger an - fertig, fertig, fertig.“

Der Schwerter Tagedieb stieß jeden der sitzenden Pennbrüder kräftig an, so daß sie hinterrücks vom Brückengeländer ins Wasser kippten. Mindestens fünf tiefende Gestalten kletterten fluchend aus dem Strang. Der Halunke war verschwunden.

Zeuge dieser Untat war nur unser Kirchturm, der sich vor Lachen bog.

Quelle: Rund um St. Viktor

Der Turm von St. Viktor verneigte sich voller Ehrfurcht vor einer Jungfrau, die zur Trauung in die Kirche schritt. Er richtet sich erst wieder auf, wenn erneut eine Jungfrau dort erscheint, um sich trauen zu lassen.

Quelle: Mündlich Spiegel u. a.



Bauer Schulte aus Geisecke

Der alte Schulte-Geisecke bei Schwerte war am Einfahren, da brach ein Gewitter aus. Er kriegte aber sein letztes Fuder noch glücklich ins Hoftor und rief dem Herrgott zu: „Do sin'k di mol to gau aswiäst“ (Da bin ich Dir mal zu schlau gewesen). Als nun der Knecht das Fuder auf die Tenne bringen will, schmeißt er es um. Da ruft Schulte: „Du kannst doch gar kein'n Spaß verdrägen!“

Quelle: Zaubert, Westfälische Sagen



Die Regenhexe vom Haarstrang

Wenn es in der Vierbeck, in Hengsen oder in Geisecke regnete, sagten die Leute „Kittlers Hulda hullt“. Die Redewendung soll mit einem Mädchen zusammenhängen, das eine Hexe war und verbrannt wurde. Sie soll noch im Tode aus Reue einen Regenguß beschworen haben, der ein brennendes Gehöft löschte.

An der Ruhr wohnte die schöne Tochter eines armen Mannes, der beim reichsten Bauern in der Vierbecke arbeitete, dessen Sohn ein Auge auf sie warf. Das Mädchen sah dies nicht ungerne. Anders der Vater, der keine Schwiegertochter ohne Gut im Hause haben wollte. Der Sohn freilich dachte auch nicht daran, das Mädchen zu ehelichen, sondern nahm lieber die reiche Braut, die der Vater ihm aussuchte. Das Mädchen, das Hulda hieß, fühlte sich betrogen und suchte nach einer Gelegenheit zur Rache.

Als der Hochzeitstag kam und die große Gesellschaft schon fröhlich an der Tafel saß, da war zwischen dem armen Volk

am unteren Ende des Tisches Hulda nicht zu sehen. Mitter im besten Schmausen flammte das Dach des Hauses auf. Der Brandstifter konnte nur die Verschmähte gewesen sein. Andere sagen, sie habe ein Wetter herbeigezaubert und einen Blitz auf das Haus gelenkt. Bald war das Mädchen gefaßt und wurde zum Flammentod verurteilt.

Lange Zeit hatte es nicht mehr geregnet, so daß schon eine Mißernte drohte. Doch als das Mädchen im Feuer starb, stieg über der Ruhr Gewölk auf, das menschliche Form zeigte und vom Fluß zum brennenden Hof trieb. Über den Flammen blieb die Wolke stehen. Aus ihr brach ein Platzregen, der die Glut löschte. Der Pfarrer sprach: „Nehmt dies zum Zeichen, daß die Sünderin beim letzten Atemzug noch ihre Untat bereute, und betet für sie.“

Quelle: Palme, Sagen vom Helliweg



Der Kettenhund von Ergste

An manchen Abenden überlegt man, was wohl schöner wäre, die Stunden wie in alter Zeit in einer Spinnstube zu verbringen, die Spinnstubenlieder zu singen und dazwischen den Worten der Erzählenden zu lauschen, oder sich vom Fernsehen berieseln zu lassen.

Ohne diese Spinnstubenerzählungen, im Dämmerlicht der Ölfunzel, wäre uns wohl nicht viel überliefert worden. So blieb auch die in unserem Heimatraum an vielen Orten erzählte Sage vom Kettenhund, „deäm Kiettenrüen“ erhalten. Dieser Hund wurde so genannt, weil er ständig mit einer

Kette um den Hals herum lief, die beim Laufen auf den holperigen, ausgefahrenen Wegen ein Klirren und Rasseln erschallen ließ.

Diese Sage trug sich in der Langestraße zu. Sehr vielen Leuten ist der Kettenhund entlang des Bierbaches, in Thüners Wiese, zwischen den Höfen Dümpelmann und Thüner begegnet. Die vielen Pädkes durch diese Wiese sind noch in guter Erinnerung, auch mancher Ergster könnte genannt werden, der erlebte, wie ihm in der Wiese der Kettenhund begegnet ist.

Bedingt durch die Feuchtigkeit von Ruhr und Bach bildete sich hier zu allen Jahreszeiten Nebel, der in dünnen Schleimern oder in dichten Schwaden über dieser Bachniederung lag. Immer wieder stand hier der Kettenhund vor den Menschen, oft im Dämmerlicht der hereinbrechenden Dunkelheit, wenn die Männer müde von des Tages Arbeit aus den Schmieden und Werkstätten zum heimischen Herd zurückkehrten. Plötzlich stieg er aus dem Nebel vor ihnen auf und war ebenso rasch wieder verschwunden, nur das Rasseln der Ketten hörten sie noch eine Zeitlang, und die Angst des gerade Erlebten blieb zurück. So geschah es auch auf dem Dümpelmann.

Seit Tagen hatte der Herbst mit Macht zugenommen. Das bunte Laub der Bäume segelte und tanzte wie Schmetterlinge aus den hohen Kronen, daß es eine Lust war, dem Spiel zuzuschauen. Mit dem Herbst war auch die Zeit gekommen, die letzten reifen Früchte des Ackers in die Vorratsräume der Häuser einzufahren, um Mensch und Tier für den langen Winter zu versorgen.

In diesen harten Arbeitswochen war es am Abend schon früh in den Stuben dunkel, so daß für den umherziehenden Nachtwächter kein Schwätzchen blieb. Nur hier und da schlug ein Hund an, oder es klagte eine Eule im alten Gebälk der Häuser ihr „chruuh“. Selbst den Käuzchen fehlte

das Licht der Fenster, nirgends vernahm der einsame Wanderer das „kuwik, kuwik“ dieser kleinen jagenden Gesellen.

Dann, beim Hinuntergehen der Langstraße, um auf dem Dümpelmann nach dem Rechten zu sehen, hörte der Nachtwächter das Gerassel des Kettenhundes. In seiner ihm angeborenen guten Laune rief er dem Hund einige derbe Ausdrücke zu, die nicht zu seinem Vergnügen ankamen. Plötzlich, wie aus heiterem Himmel, stand der Kettenhund als grauer zottiger Wolfsspitz vor ihm. Die Gedanken des Mannes überschlugen sich vor Schreck. Das Tier vor ihm wuchs zusehends. Mit seinen funkelnden Augen sah es wie ein Urtier aus. Je mehr sich bei dem immer größer werdenden Hund die Haare sträubten, desto heftiger klapperten dem Nachtwächter die Zähne, heiß und kalt lief ihm die „Gänsehaut“ über den Rücken. Gern hätte er seine Worte zurückgenommen.

So plötzlich wie der Kettenhund aufgetaucht war, verschwand er wieder. Dieses Erlebnis hat der Nachtwächter sein Leben lang nicht mehr vergessen. Von keinem, der dem Hund begegnet ist, hörte man, daß er einem Menschen ein Leid zugefügt hat.

Quelle: Mann, Ergste



Der Werwolf von Ergste

Vor langer Zeit haben sie in Ergste einen Wolf gespürt, der ab und zu den Bauern das Vieh zerriß. Aber keiner wußte recht zu sagen, wo der Höltink (Höllenhund) seine Höhle hatte. Auf einmal war er da, und auf einmal war er fort. Da erzählte das Söhnlein eines gewissen H. aus Ergste, daß seine Mutter dem Vater, wenn er nach Hause käme, ein Becken vor den Mund halte, dann müsse der Vater sich übergeben und es kamen Geld und allerlei Wert-sachen zum Vorschein.

Nun war es den Ergstern außer Zweifel, daß er ein Bündnis mit dem Teufel gemacht hätte und wohl auch als Werwolf umginge. Sie brachten ihn vor Gericht und dieses befahl, er solle die Wasserprobe ablegen. Da rief er den Teufel an, er möge ihm doch ein paar Mühlsteine an die Beine hängen, damit er zu Grunde ginge. Aber der Teufel trieb seinen Spaß mit ihm und brachte ein paar Nadeln. Da mußte er schwimmen und wurde schuldig befunden. Auf der Wolfswiese unter dem Eichenbaume wurde seine Asche begraben.

Quelle: Manuskript Nachlaß Lange



Der Zauberer von Ergste

Manchmal sind nämlich die Werwölfe Leute, die auch sonst allerlei Hexenwerk treiben. Ein solcher Zauberer lebte vor Zeiten in dem Dorfe Ergste, der hatte mit dem Teufel einen Bund gemacht und konnte sich in allerlei Gestalten verwandeln und verübte allerlei schlim-

me Streiche. Besonders verwandelte er sich gern in einen Wolf und raubte den Leuten das Vieh aus den Ställen und von den Weiden. Jeder fürchtete ihn, aber keiner konnte ihm etwas anhaben. Einmal aber, als er auf einem Bauernhofe in den Schafstall eingebrochen war, da warfen die beiden Jungen des Bauern der eine eine Schere, der andere ein Messer kreuzweise über ihn, und fingen es geschwind wieder auf, ehe der Werwolf dazu kommen konnte. Jetzt mußte er seine natürliche Gestalt annehmen und sich gefangen geben.

Er wurde nach Limburg an das peinliche Halsgericht gebracht und hier, um zu sehen, ob er ein Zauberer wäre oder nicht, unterm Ögersteine in die Lenne geworfen. Wenn er oben blieb, war er ein Zauberer, wenn er aber zu Grunde ging, so war es gut. Lange schwamm er oben und möchte sich anstrengen wie er wollte; er konnte nicht untertauchen, da rief er in seiner Herzensangst den Teufel um Hilfe an. Da verwandelte der alsbald eine Nähnaedel, die der Zauberer bei sich trug, in ein schweres Beil, so daß er zu Grunde ging. Jetzt wurde er für unschuldig erkannt, aus dem Wasser gezogen und frei gegeben.

Er trieb es darauf weiter wie vorher, einmal aber, als er im tiefen Schlaf lag, überfielen ihn die Bauern und legten Feuer an seinen Leib. Als er erwachte, wollte er sich zwar schnell noch verwandeln, aber da war es zu spät, er mußte elendiglich verbrennen. Seine Asche vergruben sie abseits vom Kirchhof, da geht er noch jede Nacht spuken und jammert und winselt wie einer, der verbrannt wird.

Quelle: Zaubert, Westfälische Sagen



Hexentanz in der Gillstraße zu Ergste

Es näherte sich Tomsesel, der Tag der Wintersonnenwende. Der Ruhrnebel lag auf dem schlummernden Dorf. Dem späten Wanderer funkelte gelegentlich das trübe Licht einer Ölfunzel durch den dichten Nebel entgegen. In den warmen Stuben der schmucken Fachwerkhäuser schnurrten die Spinnräder, und die Mägde ließen, sich lustig unterhaltend, die feinen Fäden durch ihre Finger laufen. Hier und da drang nach draußen auch Gelächter, wenn einer der Knechte ein „Vertälken“ vorgetragen hatte oder dem alten Oheime, der fleißig am „Kauauge“ nippte, ein schönes „Stücksken“ eingefallen war und er es zum besten gab. Wie anders war es um diese Zeit auf dem Gillkotten.

Zwischen dem Deitert und Hallo war es in solchen Nächten nicht geheuer. Angst und Sorge steckten den Gillköttern in den Gliedern. Auf der Türschwelle legten sie in solchen Nächten zwei Stähle als Kreuz übereinander, um im Haus vor Teufelswerk geschützt zu sein. Die alte Beßmömmе murmelte dazu: „Dieses Kreuz banne den, der hier herüber gehet, so lange ins Kreuz, bis die Sonne aufgehet!“ Selbst die Tiere im Stall waren in dieser Zeit unruhig. Die Hunde, von denen es auf jedem Hof reichlich gab, kamen winselnd, mit hängender Rute angeschlichen.

In solchen Nächten brauchten die Bewohner nicht lange zu warten, bis draußen im Hohlweg zwischen den Eichen der Tumult und das nicht zu überhörende Gejohle des Hexentanzes begann. Gruselig war es, schemenhaft verschwammen alle Gegenstände im dichten Nebel. Wehe dem, der zu solcher Stunde den Gillkotten aufsuchte. Das nackte Grausen überfiel den Besucher, und kalt lief es seinen Rücken herunter, daß er schauderte. Kam er zu nahe an die sich wild gebärdenden Hexen, so gewahrte er nur einen Katzenreigen, der auch als ein Knäuel von balgenden Katzenleibern

sichtbar sein konnte und so einen harmlosen Anschein erweckte. Doch war es nicht selten, daß sich eines der Tiere auf den späten Besucher stürzte. Beim Gewahren der glimmenden Augen hieß es nur noch, die Beine in die Hand zu nehmen, laufen, was das Zeug hielt, nur bestrebt, die rettende Tür des Gillkötters zu erreichen, bevor einem das Biest im Nacken saß. Ängstlich drehte sich der späte Besucher noch einmal um und bekreuzigte sich, froh, dem Teufelspuk entwichen zu sein.

Erst wenn vom Lindenbrink die Kirchturmuhre die erste Morgenstunde schlug, trat Ruhe ein. Der Hexentanz war verfliegen. Doch dauerte es eine Weile, bis auch die Bewohner zur Ruhe kamen. Um mit sich selbst wieder ins reine zu kommen, brauchte manch einer ein sicheres „Plätzken“, auch wenn das Versteck nur aus einem Linnenlaken bestand, das er sich schützend über den Kopf gezogen hatte.

Quelle: Palme, Sagen vom Hellweg



Der Werwolf im Bürenbruch

Schlimm erging es einem Drahtzieher aus Bürenbruch, der vor Jahren von Limburg von der Arbeit kam und von einem Werwolf angefallen wurde. Als er mit noch drei Arbeitskameraden über eine Wiese ging, sprang ein großer schwarzer Hund aus dem Gebüsch und riß dem Drahtzieher die Kette mitsamt der Uhr aus der Tasche. Das Untier war aber an den Unrechten geraten. Der Überfallene setzte sich ohne Furcht und Bange zur Wehr und ging auf den Werwolf los; er hatte aber auf einmal einen großen ruppigen

Kerl vor sich stehen. Der Bürenbrucher zog ihm mit seinem Eichenstock einige saftige Hiebe durch das Kreuz, hatte dann aber plötzlich wieder einen Werwolf vor sich, der mit langen Sätzen das Weite suchte. Tags darauf bekam der Drahtzieher heftige Kopfschmerzen, mußte sich legen und ist bald am Schläge gestorben.

Quelle: Palme, Sagen vom Hellweg



Der Schatz im Heirot

Vor Zeiten lebten auf dem nun entschwundenen Hofe zwei Brüder, die wie so mancher Mensch den Wunsch hegten, mit leichter Mühe Reichtum zu erwerben. Mit Hilfe einer Zauberwurzel entdeckten sie in dem Hügel einen Schatz und begannen, in finsterner Nacht danach zu graben. Und siehe da! Nach langer vergeblicher Mühe stieß der Spaten auf hartes Metall, und sie förderten einen Kessel zu Tage, der mit blinkendem Golde und vielen schimmernden Kleinodien geschmückt war. Gierig stürzten beide Brüder über den Fund her. Anstatt der Dankesworte entquollen aber ihrem Munde gräßliche Flüche und Verwünschungen, weil sie sich bei der Teilung nicht einigen konnten. Plötzlich erschien auf dem Rande des Kessels eine kleine schwarze Kröte, und erschrocken fuhren die beiden Brüder zurück. Aber in demselben Augenblick öffnete sich der Berg klaftertief, und der kostbare Kessel sank in den gähnenden Abgrund.

Noch sah kein menschliches Auge den Kessel wieder. Wer aber ein Sonntagskind ist, dem kann dieses Glück zuteil werden. Alle sieben Jahre in des siebenten Monats siebenter

Nacht öffnet sich des Berges Gipfel. Der Kessel erscheint und erleuchtet mit seinem Glanze weithin die Nacht. Da heißt es dann flink zugreifen, denn nur kurze Zeit schwebt er über dem Hügel. Dann versinkt er wieder für sieben Jahre in der grausigen Tiefe.

Quelle: Manuskript Nachlaß Lange



Woher die Ruhr ihren Namen hat

Vom Hünenknüfer bei Scheda bis zum Staubecken zwischen Lappenhausen und Geisecke bildet die Ruhr in etwa die südliche Grenze des Kreises Unna. Wie der Fluß zu seinem Namen kam, ist nicht ganz sicher. Eine Sage, die der Humanist Trithemius erzählte, erklärt den Namen auf ihre Weise.

Ein König des großen Volkes der Franken hatte drei Söhne, die er sehr liebte. Einen von Ihnen, der Farabert hieß, machte er zum Nachfolger in der Herrschaft über das Land, in dem die Krieger der Franken ihre Wohnsitze hatten.

Der zweite Sohn, der den Namen Nicanor trug, wandte sich zur Meeresküste. Dort rief ihn das tapfere Volk der Friesen zum Herrscher aus.

Am Heranwachsen des jüngsten Sohnes konnte sich der König allerdings nicht lange erfreuen, mochte er ihn auch am meisten von allen dreien lieben. Der Jüngling, dem er den Namen Rorich gegeben hatte, ertrank in einem Fluß, der aus dem Sauerland entlang der Haar zum Rheine strömt. Seit dieser Zeit heißt das Wasser Rorich-Fluß oder kurz: die Ruhr.

Quelle: Palme, Sagen vom Hellweg



Der Kopf in der Ruhr bei Villigst

(in zwei Fassungen)

Lange Zeit nach der Schlacht bei Villigst (1232) fand man im Wasser der Ruhr noch allerlei Waffenstücke Helme, Schwerter, Lanzen usw. Natürlich wurde die Stelle im allgemeinen aus Furcht vor den Geistern der Erschlagenen von Fischern und Badenden gemieden. Das hatte zur Folge, daß der Fluß gerade hier wegen des Mangels an jeglicher Störung von den silberglänzenden Schuppentieren wimmelte. Nun lebten in Schwerte einst zwei Fischer, die in große Not geraten waren. Krankheiten, schlechter Verdienst brachten sie schon zur Verzweiflung und ließen in ihrer Herzen den Entschluß reifen, ihr Glück an der gemiedener Stelle zu versuchen.

In einer mond hellen Nacht machten sie sich zitternd auf den Weg. Voller Hoffnung gingen sie ans Werk, und siehe da, ihr Mut wurde herrlich belohnt. Zweimal schon hatten sie das Netz mit reicher Beute ans Ufer gebracht und freuten sich des schönen Geldes, das sie dafür zu lösen gedachten. Aber zum dritten Male zogen sie ihr Netz fast leer in die Höhe. Ein runder Gegenstand hob sich in dunklen Umrissen im Maschenwerk des Netzes ab. Sie schauten genauer hin und gewahrten zu ihrem Entsetzen ein blutiges, bleiches Haupt, noch mit dem altertümlichen Helm bedeckt, wie ihn die Rittersleute in früherer Zeit getragen.

Als die beiden Fischer noch beratschlagten, was sie mit dem grausigen Fund beginnen sollten, öffnete der Kopf den Mund und fing an zu reden. Leider reichte ihr Mut nicht aus, das mit anzuhören, was die seltsame Erscheinung ihnen offenbaren wollte. Sie rannten davon und kehrten erst am nächsten Morgen bei hellem Sonnenlicht an die unheimliche Stelle zurück

Sie fanden die Fische und ihre Netze. Der Kopf aber war verschwunden. Wären sie in der vergangenen Nacht stehen geblieben, so würde ihnen der Ritter wahrscheinlich gesagt haben, was sie zu seiner Erlösung hätten tun sollen, und wenn sie das getreulich getan hätten, würde er ihnen sicher einen verborgenen Schatz gezeigt haben.

Quelle: Manuskript Nachlaß Lange

Du, Hannes, geh' heut' Abend mit mir
zur Ruhr zum Fischen,
denn meine Grete sagte mir:
Ich hab' nichts mehr aufzutischen!

Sie zogen los, der Mond schien hell,
die Wiesen an der Ruhr waren naß.
Da sagte Karl: An dieser Stell'
da geh'n wir 'ran, da fangen wir 'was!

Das Netz ins Wasser, dann herausgezogen,
es war so schwer, was war wohl drin?
Man sagt: ein Kopf! Das Blut wollt' stocken,
der Mut zum Fischen war dahin.

Als dann der Kopf, im alten Helm,
zu sprechen begann, da war's geschehn.
Da konnte man die beiden schnell
in Richtung Schwerte laufen sehn.

übertragen von U. Berkenhoff

Die Sage in original Plattdeutsch:

Du, Hännes, goh van Ovend met mi
No'm Spaukewater hen, taum Fischen!
Denn mine Greite sag vör mi:
„Ik hew nix mehr taum Optedischen!“

Se tröcken los! Dä Mond schien hell.
Dä Wirsen an de Ruhr wör'n natt.
Do sag de Kaal: „An dürser Stell,
Do goh't vi ran, hi fangt vi watt!“

Dat Netz kam rinn, dann wor getrocken,
Et wor sau schwor! Wat was do drinn?
Man sog nen Kopp! Dat Blaut woll stocken,
De Maut taum Fischen was dohin!

As gor de Kop, im ollen Helm,
Noch spriärken kann, do wast gescheihn,
Do kann me diärn einen wien annern Schelm
In Richtung Schweierte laupen seihn.

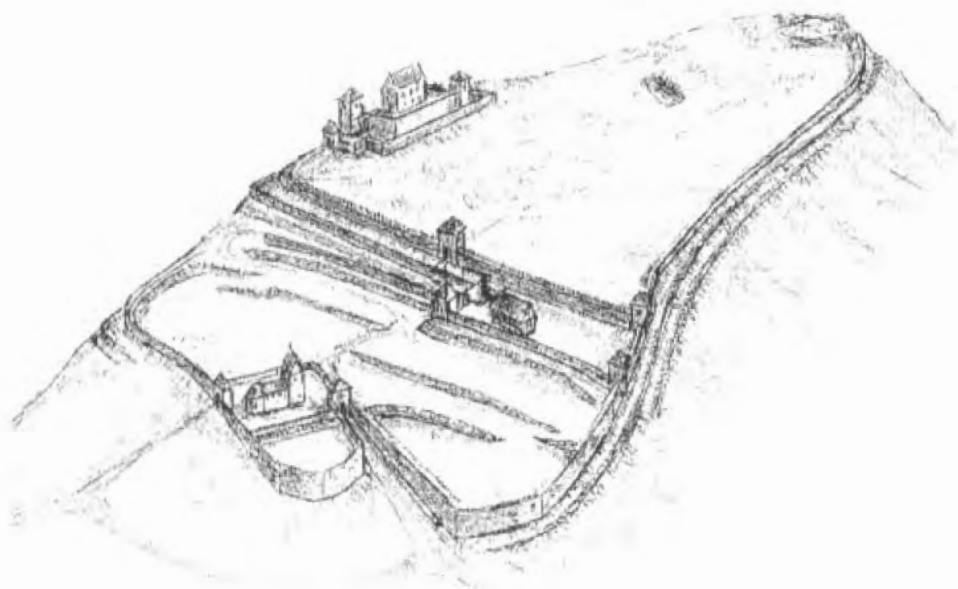
Quelle: Rund um St. Viktor



Woher Ergste seinen Namen hat

Als auf der Sigiburg (Hohensyburg) noch Wittekind herrschte, soll er einmal ausgerufen haben: „It sind mi di iärgsten!“, wobei er auf das vor ihm liegende Dorf wies, welches von nun an den Namen „Ergste“ erhielt.

Quelle: Manuskript Nachlaß Lange



Rekonstruktion einer Luftbildansicht der Hohensyburg von Reinhold Stimberg

Dietrich von Sobbe

Das von der Stadt Schwerte durch die Ruhr getrennte Gut Villigst gehörte lange Zeit der Ritterfamilie Sobbe, die bei den Grafen von der Mark in großem Ansehen stand und ihnen manchen Dienst leistete. Deshalb schenkte auch Graf Adolf dem Ritter Dietrich Sobbe ein williges Ohr, als dieser ihm riet, die Kirchengeräte der im Jahre 1344 von ihm eingenommenen kölnischen Stadt Menden auf die märkischen Kirchen in Unna, Kamen und Fröndenberg zu verteilen. Die kostbare Monstranz mit dem Leibe des Herrn wurde der der heiligen Mutter geweihten Klosterkirche in Fröndenberg überwiesen, denn - so höhnte der Graf - es gehöre sich, daß der Sohn bei der Mutter weile.

Solch Frevel konnte nicht ungestraft bleiben: Der Graf starb nach einer schrecklichen Vision und Prophezeiung zwei Monate danach, sein böser Berater etwa nach zwei Jahren. Noch bevor aber Dietrich von Sobbe den auf einem Raubzug in Friesland erhaltenen Wunden erlag, hatte der Teufel in Unna seinen Diener erwürgt und dem Ritter selbst des Nachts aus dem fest verschlossenen Schlafgemach die Hose entwendet, die am nächsten Morgen - bis auf die eisernen Knöpfe völlig verbrannt, doch deutlich erkennbar - mitten im Hause sich vorfand.

Quelle: Manuskript Nachlaß Lange



Schloß Wandhofen

Zwischen den Orten Schwerte und Wandhofen, unweit der Ruhr, hat da, wo jetzt die Wandhofer Heide ist, vor Zeiten ein großes, prächtiges Schloß gestanden. Der letzte Besitzer liebte Pracht und Üppigkeit so sehr, daß er einen Pakt mit dem Bösen schloß. Nachdem dieser eine lange Zeit ihm gedient hatte, sind einstens beide uneinig geworden und hat der Teufel den Ritter holen wollen. Weil aber dessen Zeit noch nicht um gewesen, hat der Teufel in dem Augenblicke, als er das Schloß unsichtbar gemacht, um es samt seinen Bewohnern in die Hölle zu stoßen, seine Macht darüber verloren und es nicht bis in die Hölle bringen können. Vielmehr ist es auf seiner alten Stelle geblieben und nur nicht wieder sichtbar geworden.

Alle hundert Jahre aber kommt es in der Vollmondnacht zum Vorschein. Zuletzt hat es ein angesehenener Mann von Westhofen gesehen. Den führte, als er von Schwerte nach Westhofen zurückkehren wollte, sein Weg über die Wandhofer Heide, es war gegen zwölf Uhr nachts, als gerade der Mond voll wurde. Auf einmal verschwand der Weg, auf dem er ging, und er sah sich in eine fremde Gegend versetzt, die er noch nie geschaut hatte.

Vor sich erblickte er ein großes, schönes, hellerleuchtetes Schloß, aus dem ihm lauter Jubel und die schönste Musik entgegenschallte. Er blieb verwundert eine Zeitlang stehen, als ihm aber die Geschichte des verwünschten Schlosses einfiel, eilte er erschrocken weiter. Doch den Weg konnte er nicht wiederfinden und wohl zwei Stunden lang lief er voll Angst in der Irre umher, bis er zuletzt von Ferne dreschen hörte. Darauf ging er zu und erreichte glücklich das Dorf Wandhofen.

Am andern Morgen ging er mit vielen Leuten auf die Heide zurück. Aber sie fanden nichts. Nur an einer Stelle, die etwas hügelig war, kam ihnen ein starker Schwefelgeruch entgegen.

Quelle: Zaunert, Westfälische Sagen



Die Feuerteichhexe

In Westhofen lebt im Feuerteich, der sich im Norden des alten Stadtkerns befindet, eine Hexe. Man droht den unartigen Kindern, daß sie die bösen zu sich hole, ja, man erzählt sogar, daß sie schon einmal eines bei sich behalten habe.

Aber es handelt sich nicht um Mord, wie der Erzähler versichert.

Quelle: Palme, Sagen vom Hellweg



Der Jungfernsprung

In der Bauerschaft Garenfeld (an der Südseite der Ruhr) liegt nicht weit von dem Lennhof, dem Schloß Syburg gegenüber, zwischen der Ruhr und Lenne, an der Landstraße ein hoher Felsen, von welchem vor Zeiten eine Jungfrau, als sie sich vor unkeuschen Nachstellungen retten wollte, ohne den geringsten Schaden soll heruntergesprungen sein.

Da ist denn zum Andenken ein Stein aufgerichtet worden, auf welchem eine Jungfrau in der Gestalt, wie heutigentags die Seiltänzerinnen gekleidet gehen, ausgehauen gewesen sein soll. Mit der Aufschrift: „Ehen Juffernsprunck Fry. Den Saterdag na Mitsomer“, wie dieses um 1750 der Freiherr von Syberg zum Busch, Seiner Königlichen Majestät in Preußen Justizpräsident über Kleve und Mark, erzählt und versichert, daß er den Stein selbst gesehen. Es habe aber in seiner Abwesenheit ein Bauer, der nahe dabei wohnt, denselben zer schlagen und auf eine Schlacht (d. i. Wehr) in der Lenne gelegt.

Quelle: Kleibauer, Sagen des Kreises Iserlohn



Verzeichnis der Quellen

- CD-ROM Kultur: GRAFICA, Schwerte 1997, überarbeitet von Frank Helling
- Ewald, Karl: Rund um St. Viktor, Schwerte o. J.
- Kleibauer, Heinrich: Sagen aus der Stadt und dem Landkreis Iserlohn, Iserlohn 1961
- Lange, Friedrich Wilhelm: Manuskript in Privatbesitz Schwerte o. J.
- Mann, Friedhelm: Ergste, Schwerte-Ergste 1996
- Palme, Helmut und Gerda: Sagen vom Hellweg, Schwerte 1987
- Spiegel, Josef: Mündliche Überlieferung, Schwerte
- Stirnberg, Reinhold: Aus der Geschichte des Geschlechts von Syberg, in: Aktive Senioren, Heft 42/1998
- Zaunert, Paul: Westfälische Sagen, Regensburg 1927